

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Nizon, Paul
Taubenfraß

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 3063
978-3-518-39563-9

suhrkamp taschenbuch 3063

Taubenfraß versammelt an verschiedenen Orten publizierte und bisher unveröffentlichte Essays und Gespräche, in denen Paul Nizon, »der Verzauberer, der zur Zeit größte Magier der deutschen Sprache« (*Le Monde*), Auskunft über sein Selbstverständnis als Schriftsteller und zu den Grundfragen seines Werks gibt. Neben den autobiographischen und autopoetologischen Äußerungen, die den produktiven Zusammenhang von Schreiben und Leben dieses »vorbeistationierenden Autobiographie-Fiktionärs« erhellen, stehen Texte zu dem Themenkreis Stadt – Fremde – Sprachheimat, zu seinem Verhältnis zur Kunst und zum Film sowie zu seinen literarischen Vorbildern.

Paul Nizon
Taubenfraß

Suhrkamp

2. Auflage 2017

Erste Auflage 1999

suhrkamp taschenbuch 3063

© dieser Zusammenstellung Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1999

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-39563-9

Inhalt

Der ferne Vater.

*Ein Gespräch über Väterbilder und Meisterfiguren
mit Heinz-Norbert Jocks* 7

»Die Auseinandersetzung mit van Gogh war eine
Initiation.«

Ein Gespräch mit Heinz-Norbert Jocks 23

»Ich bin ein Hund meiner Zeit.«

*Ein Gespräch mit Peter Henning und
Horst Sumerauer* 47

Erfahrung und Meinung eines Freischaffenden 61

Das Leben geben 70

Über Romananfänge

Den Ton wählen – die Distanz bestimmen 75

Meine Ateliers 88

Ein verhinderter Romancier? Das Leben als Roman? 100

»... Weil das Untergehen die Sprache freimacht.«

Ein Gespräch mit Peter Henning 109

Paris, mon amour 122

Chronologie zur Biographie 137

Nachweise 142

Der ferne Vater

Ein Gespräch über Väterbilder und Meisterfiguren
mit Heinz-Norbert Jocks

Es kommt mir so vor, als kämen Männer und Väter in Ihrer Literatur weniger vor als Frauen und Mütter. Woran liegt das?

Ich stocke ein bißchen, weil ich nicht weiß, ob das stimmt. Wenn, dann hat es damit zu tun, daß ich meinen Vater schon als Zwölfjähriger verloren habe. Zudem war er von meinem sechsten Lebensjahr an gelähmt. Ein gelähmter Mann im Bett, der von Zeit von Zeit auf- und auf den Stock gestützt sinnend am Fenster stand und mir weder Vater noch Partner war. Sehr wenig Gespräch. Von Führung keine Spur. Auch keine Strafen. Ich kann mich erinnern, daß ich ihn als kleiner Bub, um endlich einmal in den Genuß einer Ohrfeige zu gelangen, einen ganzen Nachmittag lang systematisch gärgert habe. Damals wurden Kinder von ihren Vätern geohrfeigt, sie konnten auch von irgendwelchen Erwachsenen auf der Straße gezüchtigt werden. Bei mir war das nie der Fall. Ich empfand es als ein Manko, wenn nicht als Liebesentzug. Dafür gab es einen Vaterersatz in Gestalt unseres Hausburschen. Ihm widmete ich übrigens in meinem Buch *Im Hause enden die Geschichten* ein ganzes Kapitel. Die Väter in dem Haus, wo ich bis zum Abitur lebte, waren auch nicht gerade Vorbilder. Abwesende Väter, wenn nicht darbenende wie der mysteriös kranke Künstler, Komponist und Musiker, mit dem meine Schwester zu tun hatte. Er kommt sowohl in meinem *Haus*-Buch als auch in meinem letzten Text *Hund. Beichte am Mittag* vor. Ein abschreckendes Beispiel. Die Männer meiner Kindheit sind Tunichtgute, Quasselbrüder, Raucher und Nichtsnutze, während die Mütter Heldinnen

der Arbeit sind, die den ganzen Lebenskampf bestreiten. So viel zum Punkt der Prägung. Außerdem gibt es die beiden Onkels, übrigens ebenfalls negativ besetzte Väterbilder.

Warum?

Der eine ist ein Spaßmacher, ein kleiner Lebemann, der sogar einige Jahre von seiner Familie verstoßen wurde. Ein Sprücheklopfer, der, nachdem er in die Familie zurückgefunden hatte, als eidgenössischer Beamter noch lange eher dekorativ dahinlebte. Der andere war der reiche Onkel Alois aus meinem *Jahr der Liebe*. Er war eine fatale Mischung aus Sektierer und Materialist, ein großverdienender Drogist. Er hatte einen pharmazeutischen Betrieb auf dem Lande, fuhr große amerikanische Wagen, führte hochtrabende Reden und war alles andere als eine Persönlichkeit. Die Persönlichkeit war der Vater, und ich habe das Vakuum dieser Vaterfigur mit Idealvorstellungen vollgestopft. Ihn haben nicht viele gekannt. Im Grunde blieb er bis zuletzt der Fremde und war insofern prägend für mich. Ein nicht integrierter Immigrant, der sich kraft seiner Begabung, seiner Geistes- und Seelenkräfte gewissermaßen selbst hervorgebracht hat. In meinen Augen hat er etwas Unverkennbares auf die Beine gestellt oder doch intendiert, und zwar nicht nur ein Forschungslaboratorium, sondern ein ganzes Heilsystem mit einem weiten Spektrum von Erfindungen im Medikamentenbereich. Durch seine Krankheit und den frühen Tod blieb ihm wenig Zeit zur kommerziellen Realisierung seiner Vorhaben, doch meine ich mich erinnern zu können, daß in meinem Kleinkindesalter Bankiers bei uns ein- und ausgingen, offenbar erschien ihnen Vaters Unternehmen als investitionswürdig. Das Unternehmen hieß Nisoflogesellschaft oder so ähnlich. Wir lebten damals für kurze Zeit auch auf verhältnismäßig großem Fuße. Mein reicher Onkel hätte sich gerne mit Vater zusammengetan, um dessen Erfindungen in seinem pharmazeutischen Betrieb zu produzieren. Er sagte mir bei viel späterer Gelegenheit einmal, wir wären

Millionäre geworden, wenn dem so gewesen wäre. In der Familie hieß es, Vater habe den Onkel eine Krämerseele genannt und eine Zusammenarbeit abgelehnt. Mein Vater war eine verschwenderische Natur, ich fand beim Liquidieren seiner Etage in seinen Schränken beispielsweise ganze Armaturen riesengroßer Kleberollen. Noch auf seinem Krankenbett bestellte er für sich telefonisch nicht etwa hundert Gramm, sondern fünf Kilo Bonbons für den Eigenbedarf, worüber er laut lachen mußte. Er hatte Humor. Übrigens produzierte er in gesunden Tagen selber auch Bonbons, zum Vergnügen, in Tannenknochenform, eingewickelt in rosa, blaue und rote Papierchen. Davon trug er immer ein paar sackwarme in seiner Hosentasche, die er uns Kindern zu-steckte. Vermutlich habe ich meinen Vater schrecklich geliebt, er war ja weder Konkurrenz noch Übervater. Im Gegensatz zu Kafkas *Brief an den Vater* ist mein *Canto* ein Liebesbrief an den abwesenden Vater.

Er war Doktor der Chemie, nicht wahr?

Ja, er war studierter Chemiker, ein Herr Doktor, ein Titel, der mich als Kind immer verwirrte; doch verquickte er die Wissenschaft mit Naturheilkunde und anderweitigen unorthodoxen Methoden. Sein Forschungsprogramm reichte von der Hygiene über die Ernährung bis zur Krankheitsbekämpfung, er promovierte zu Anfang des Jahrhunderts über die Entgiftung des Erdbodens. In seiner Hinterlassenschaft fanden sich Hinweise auf Zusammenarbeit mit Universitätsinstitutionen hinsichtlich seiner Erfindungen. Es gab auch eine reale Zusammenarbeit mit Albert Schweizer in Lambarene, wo seine Methode der Lupusbekämpfung Anwendung fand. Es gab aber auch Verhandlungen mit der schweizerischen Regierung über eine synthetische Kohle während des Krieges. Es gab wohl auch allerlei wissenschaftlich Unorthodoxes, die Pflanzenheilkunde spielte wie gesagt eine Rolle. Es gab die besagten Bonbons und sogar Parfüms. Er interessierte sich, wie mir scheint, in er-

ster Linie für die Erhaltung der Gesundheit und dann für Krankheitsvorbeugung, erst danach für Krankheit. Er war eine Heilerpersönlichkeit von Natur. Vor allem war er Alleinunternehmer, und er war produktiv, ich würde sagen: schöpferisch. »Er ist der genialste Mann, dem ich zeitlebens begegnet bin«, sagte mir um die Maturazeit herum ein Künstler, ein imponierender phantastischer Maler, der zu Anfang des Jahrhunderts zu den Münchner Künstlerkreisen gehört hatte und, denkt man an Rilke und George und ähnliche Kaliber des damaligen München, aus Erfahrung sprechen mußte. Der Maler zählte, wie sich herausstellte, zu den ganz wenigen näheren Bekannten meines weitgehend isolierten Vaters. Sein Wort war Balsam für meine damalige Wunde der Vaternakanz.

Nun kam Ihr Vater aus Rußland. Warum ging er in die Schweiz?

Ich weiß herzlich wenig darüber. Er kam vor der Revolution, um nicht in die zaristische Armee eintreten zu müssen, hieß es. Er war sozusagen als ein von Familienangehörigen unterstützter Deserteur ins Ausland, über Berlin in die Schweiz, gekommen, wo er studiert und sich bei seiner Schlummermutter eingeheiratet hatte. Ich bin quasi das Produkt der Einmietung eines hergelaufenen Fremdlings in Bern.

Was bedeutet Ihnen das Russische Ihrer Herkunft?

Sehr früh das Heimische, das Angestammte beargwöhnend, reklamierte ich mich als Ableger des väterlichen Erbes, obwohl ich von der russischen Seite meines Vaters so gut wie nichts wußte. Er sprach ein mehr oder weniger gebrochenes Hochdeutsch mit uns. Der russische Hintergrund verschmolz mit der frühen Liebe zur russischen Literatur. Das war alles eins.

An welche Schriftsteller denken Sie?

Ich denke an die großen Erzähler des 19. und 20. Jahrhunderts wie Puschkine, Lermontow, Gogol, Tolstoj, Tsche-

chow, Gontscharow natürlich, an Bulgakow, Babel, Piln-
jak, Mandelstam, Pasternak, Nabokov etc.

Was macht deren gemeinsamer Nenner aus?

Die »russische Seele«. Das Numinose. Die Leidenssucht. Die ganze Tastatur des Gefühlsüberschwangs. Das Nebeneinander von Grausamkeit und Höhenflug. Das wunderbare Personenregister. Die Landschaft. Die Fülle. Maßlosigkeit. Die andere Geistigkeit. Alles, was von mir als Anderssein zur schweizerischen oder deutschen Mentalität empfunden wurde, kommt wohl von daher, vom Slawischen. In Gesellschaft von slawischen Menschen lebe ich auf. Die innere Option für die väterliche Herkunft war natürlich auch ein Grund für meine Schwierigkeit mit dem Schweizerischen. Mir war ja nie ganz wohl, da wo ich geboren und aufgewachsen bin. Wenn meine Schwester und ich als Schulkinder aus den französischen, bei der Tante in Paris verbrachten Ferien heimkehrten, weinten wir, weil wir zurück mußten. Bei uns gab es nichts von Heimatseligkeit. Das Fremdlingsgefühl, das Optieren für ein anderes Land und damit wohl für eine Utopie prägt sowohl meine Literatur wie mein Lebensgefühl. Sie beinhaltet die große Erwartung und den Traum von einem Leben, das in gewaltigen Ausschlägen stattfinden sollte und in dem alles viel großartiger, menschlicher und orgelnder zugeht als im Kleinmaschigen. Die Zurückweisung eines nur mittelmäßigen, unterwürfigen, kleinbürgerlichen Lebens.

Nun heißen Ihre Kinder Valentin, Valerie, Boris und Igor.

Ja, sie tragen alle in Rußland heimische Namen. Der Boris, der zur Welt kam, als ich *Canto* publizierte, heißt Boris Kasimir, übrigens nach Kasimir Malewitsch. Die beiden ersten Kinder nannte ich ganz unschuldig und ohne Seitenblick auf die väterliche Herkunft Valentin und Valerie. Erst später fiel mir auf, daß es auch russische Namen sind. Die damalige Option war so, als existierte das Schweizerische überhaupt

nicht, während ich heute viel stärker das mütterliche Erbe ins Auge fasse. Die Großeltern oder Urgroßeltern mütterlicherseits waren noch mit dem Lande verwurzelt. Das ist das zähe, vitale Element, vermutlich.

Welche Erinnerung haben Sie an Ihres Vaters Labor?

Es war für mich eine Glücksinsel. Wenn ich als kleiner Kerl meinen Vater besuchte, der früh aufstand, in seine Etage hochstieg, sich dort nochmals auf seinen Diwan legte, dann sah ich ihn entweder, wie er sich an seinem Lavabo prustend das Gesicht wusch oder sitzend an seinem Schreibtisch mit vielen Zetteln. Auf den Bunsenbrennern köchelte es, und überall standen Laborgeräte herum. Die Gegend des Vaters war, nicht zuletzt wegen der Pflanzenheilkunde, ein einziger Wohlgeruch.

Übrigens traf ich dieses unkonventionelle Vor-sich-hin-Forschen und -Fabrizieren später in der Person eines Arzt-Freundes aus München wieder, der eine Doktorarbeit über die psychischen Anteile bei Lebererkrankungen geschrieben und sich später auf Wirbelprobleme spezialisiert hatte. Er hatte sein Studium als Heil- und Chiropraktiker finanziert und kombinierte westliche Medizin mit Volksheilverfahren, denen er in Afrika, Indien und sonstwo nachgegangen war. Jedenfalls verkörperte er für mich in vielem das System meines Vaters. Mit diesem unkonventionellen Mediziner verband mich bis zu seinem Tod eine große Freundschaft. Übrigens müßte diese Option fürs Heilen in meinem eigenen Denken und Schreiben irgendwelche Spuren hinterlassen haben.

Vielleicht noch mehr Erinnerungen an das väterliche Labor!

Das Labor war ein Sammelsurium, ein Bastard oder Verschnitt zwischen improvisierter Teufelsküche und wissenschaftlichen Apparaturen. Was mich beglückte, wenn ich in diese Hexenküche einkehrte, war die Aura der Unabhängigkeit eines seine Dinge lustvoll und frei praktizierenden Man-

nes. Außerdem fand ich meinen Vater, gekleidet mit Weste, Krawatte und Hemd und darüber noch mit einem weißen Labormantel, auch schön. Sagen wir, er stellte für mich das früheste Bild einer schöpferischen Tätigkeit dar. Aus eigenen Vorstellungen lebend. Die Ideen umsetzend in Praxis und gipfelnd in Produkten, die sowohl verkäufliche Produkte als auch Heilstoffe waren. Es gab nichts Zerstörerisches und auch nichts Dämonisches in der geistigen Ausstrahlung meines Vaters.

Haben Sie ihn bei seiner Arbeit beobachtet?

Nein, dazu war ich noch zu klein. Alles, was ich sah, war wohl weniger konkret, als wenn mein jetziger, neunjähriger, bereits ein bißchen lesender Sohn mich beim Tippen an der Schreibmaschine antrifft. Das Laboratorium des Vaters war für mich die männliche Form einer Küche, in der aus irgendwelchen Kräutern und Pflanzen zu Heilzwecken gewonnene Essenzen köchelten. Dieses Essenz-Denken ist auch für meine Arbeit wichtig, weshalb ich mich auch als Essenz-Dichter bezeichne. In Französisch habe ich einmal gesagt: Je suis une pompe à essence. *Essence* heißt hierzulande auch *Benzin*. Diese Obsession des Essentiellen kommt von meinem Vater her. Es war Glück, es war Freiheit und der Sieg des Geistes über die Materie.

In der Art, wie Sie Ihren Vater beschreiben, hat er etwas von einem Künstlertypus.

Zwischen Forscher und Künstler sind die Übergänge fließend, denn der Forscher ist Schöpfer von etwas. Eben kein Untermieter des Lebens, kein Sklave und auch kein Befehlsempfänger. Die anderen Väter sah ich morgens aus den Häusern in die Trambahn steigen und abends wieder heimkehren. Wo waren sie bloß tagsüber gewesen? Sie waren nicht da, sondern wurden in kleinen Zellen eingesperrt und dann in die Freiheit entlassen. Dahingegen war mein Vater, wenn er arbeitete, in der Freiheit, aber in einer genutzten.

Sie sind stolz auf ihn, obwohl er so abwesend war?

Ich bin stolz auf ihn und war als kleiner Kerl neben anderem wohl überzeugt, einen wunderbaren oder doch besonderen Vater zu haben, der weder eine mittelmäßige Figur noch ein brutaler Hund war, sondern ein feiner, geistiger, vornehmer Mensch. Eine noble, dabei aus tiefstem Grunde bescheidene Erscheinung, nicht hochfahrend und ohne Verachtung.

War Ihnen bewußt, als Sie 50 wurden, daß Ihr Vater in dem Alter gestorben ist?

Es war mir schon bewußt. Aber ich muß unterstreichen, daß ich eigentlich vaterlos aufgewachsen bin. Ich erinnere mich an nur wenige wirkliche Kontakte. So, daß ich ihn als kleiner Bursche auf der Straße antraf, als er seinen Wagen in die nicht beim Haus, sondern anderswo im Viertel gelegene Garage fuhr. Dann gingen wir zusammen Hand in Hand nach Hause. Dieses Hand-in-Hand-Gehen ist mir als etwas Kostbares in Erinnerung geblieben, woraus ich schließe, daß es sehr selten vorkam. Ich hatte einen fernen Vater. Wie er dann starb, empfand ich keinen erkenntlichen Schmerz. Aber ich wurde von Stund an unfähig, in der Schule mitzuhalten, weshalb ich das Schuljahr repetieren mußte. Es war der totale Ausfall meiner Lernfähigkeit. Andererseits konnte ich als Wildwuchs machen, was ich wollte, und war sehr früh in der Familie der Mann im Hause.

Wie definieren Sie männlich?

Als Eintreten in die Lücke des verlorenen Vaters. Zum Beispiel habe ich um die Abiturszeit herum unsere Familienpension aufgelöst. Als mir klar geworden war, daß sich diese schon seit langem nicht mehr rentierte und wir verschuldet waren, sagte ich meiner Mutter, es ginge nicht so weiter. Ich löste alles auf und verkaufte auch das Mobiliar. Weg mit der Ware. Ich löste die zwei Stockwerke auf und verkaufte sogar den Namen der Pension an den Nachfolger. Als Gymnasiast solche Familienentscheidungen zu treffen, zeigt, daß es niemanden über mir gab. Meine Schwester, die an ihrem Kla-

vier hing, interessierte sich nicht für solch Praktisches, sie war diesbezüglich unzugänglich.

Nun sind Sie mehrfacher Vater mit unterschiedlichen Müttern. Worin besteht der Unterschied zwischen früher und heutiger Vaterschaft?

Erstmals Vater geworden mit wenig über 20 war ich wohl wahnsinnig egoistisch. Von allen Furien gejagt. Mit einer in mir rumorenden Leidenschaft für die Literatur und einem gewaltigen Lebenshunger, aber mit nichts in der Hand und von Zweifeln geplagt, ob meine Ausrichtung wohl eine Illusion sei. Und das, obwohl ich seit meinem 16. Lebensjahr nicht anderes als Dichter werden wollte. Es ging mir damals um das Sichmausern aus einer bürgerlichen Welt in die Statur eines Künstlermenschen, und diese Vorgänge waren mit viel Eigennutz, vor allem mit Unruhe verbunden. Ich war ein ungeduldiger und sehr verzweifelter Vater, weil die Kinder mir die braven Vorstellungen anderer Väter und die bürgerlichen wie kleinbürgerlichen Ansichten von Familie ins Haus brachten. Was Familie sein sollte, davon hatte ich im Grunde keine Ahnung, mangels Erfahrung, und ich überschüttete die Kinder mitunter mit Zornanfällen und Wutausbrüchen und machte alles herunter, nieder und verächtlich. In der Beziehung war ich wohl schrecklich, ich bereue es, während ich heute ein bißchen anders, geduldiger, wenn auch noch nicht genügend disponibel bin für das Kind. Meine Kinder hatten einesteils zuviel Vater. Ich überforderte sie.

Was bedeutet Ihnen das Erleben Ihrer Kinder als Kinder? Vermutlich erlebt man über sie die eigene Kindschaft und deren Verlust wieder, oder?

Merkwürdigerweise überhaupt nicht. Ich habe immer gedacht, ich sei sehr unglücklich aufgewachsen. Aber heute denke ich, daß ich zusammen mit meiner Schwester in einer kokonartigen, selbsterfundenen, mehr und mehr von Kunst und Literatur imprägnierten, monadischen Welt der Emp-

findungen und Höhenflüge aufgehoben und abgekapselt lebte. Sie war herrlich, und etwas Vergleichbares sehe ich im Rückblick bei meinen Kindern nicht. Mich zurückversetzend, denke ich oft, was für unglaubliche Interessen wir hatten. Wir mußten uns das normale Außenleben richtig angewöhnen, anerziehen und wie eine Fremdsprache erlernen. Wie wir klein waren, haben wir auf der Straße auch schon Völkerball, Marmeln und dergleichen gespielt. Aber kaum waren wir ein bißchen größer, erschufen wir uns eine künstlerische und geistige elitäre Welt. Meine Kinder waren weniger sich selbst überlassen als meine Schwester und ich. Sie hatten weniger Spielraum für sich, wurden von der elterlichen Nähe, die oft nur zu explosiv war, erdrückt. Oder beunruhigt. Darum richteten sie sich viel stärker nach den anderen Kindern aus. Ich selbst war schon von klein an hyperindividualistisch, ich setzte mich von anderen ab, so habe ich mich schon als kleiner Bub nicht uniformieren lassen, abgesehen davon, daß ich bis ins zweite Schuljahr als einziges Kind mit langen Haaren in die Schule geschickt wurde. Ich konnte nie als Gruppenwesen funktionieren und war eigenbrötlerisch. Ein Einzelgänger, der auch revoltierte. Natürlich hatte ich, vor allem dann in der höheren Schule, einen kleinen ausgewählten Freundeskreis, der mir sehr wichtig war.

Wie erfahren Sie heute das Zusammensein mit Igor, Ihrem Jüngsten?

Da ist eine gewaltige Liebe vorhanden, aber immer noch zu wenig Geduld. Er ist sportlich, zeichnet viel, ist als Einzelkind hungrig nach Kameraden. Aber vielleicht ist bei meinen Kindern eine Übersättigung durch Kulturelles dagewesen, einfach weil es Alltag war und Vorrang hatte, so daß sie sich eher dagegen stellten. Mit Igor habe ich gerne alles gemacht, was ich seinerzeit als junger Vater abgelehnt hatte, Fußball zum Beispiel. Er war in der Fußballliga für die ganz Kleinen, und einmal wurden die Eltern aufgefordert, mit-

zuspielen. Meine Frau meinte, auch ich müsse mitmachen. Und prompt sah ich mich mit den Kleinen und blutjungen Eltern auf dem Fußballplatz und schoß sogar ein Tor. Natürlich war das lächerlich, in meinem Alter, aber es zeigt die andere Bereitschaft. Es ist wunderbar, mit ihm zusammen herumzustrolchen. Ich hoffe, daß er noch mehr Lust darauf bekommt. Am Abend lese ich ihm manchmal eine Geschichte vor oder erfinde eine. Die Kinder sind schulisch schon sehr verplant, am freien Mittwochnachmittag hat er Judo, Multisport oder weiß der Teufel was.

Zurück zu Ihren Vaterfiguren, gab es noch andere?

Da ich mich weder abnabeln noch bewähren mußte gegenüber einer Autorität, habe ich Autorität nicht gekannt und nur selten anerkannt; das heißt, ich komme aus einem autoritätslosen Erfahrungsraum. An sich akzeptierte ich keine Autorität.

Was für Folgen hatte das autoritätslose Aufwachsen für Ihr Werden gehabt?

Ich wollte alles aus erster Hand wissen, eigene Erfahrungen machen. Ich war ein Selbstdenker, mit einem gesunden, manchmal überdimensionierten Selbstbewußtsein ausgestattet, was Skrupel nicht ausschloß. Ich spürte eine Kraft in mir und dachte manchmal, stärker als die anderen zu sein. Ich weiß noch, wie ich bei der Gruppe 47 war. Ich war nach Urs Jaeggi der zweite Schweizer, der eingeladen worden war. Man mußte vorgeschlagen sein, und ich war es durch Ingeborg Bachmann, durch Grass und Martin Walser. Ich war damals dabei, den *Canto* zu schreiben, ein Neuling, ich wollte sehen, wie die deutsche Konkurrenz aussah. Ich fühlte mich von dem Gesehenen und Gehörten nicht über die Maßen beeindruckt, bestimmt nicht in Frage gestellt. Ich hatte Maß genommen, das war alles. Es lag nie in meiner Natur, mich anzudienen.

*Gab es gar keine beeindruckenden Schriftsteller-Väter?
Robert Walser vielleicht?*

Nein, Walser ist keine Vaterfigur, sondern der ewige, im Alter in einen alten Leib überwechselnde Jüngling par excellence. Von seiner späten Erscheinung her fast ein Clochard.

Dafür aber Elias Canetti.

Er war die einzige Vaterfigur unter den Schriftstellern, die ich gekannt habe. Das hatte auch damit zu tun, daß er wie mein Vater einen Schurrbart trug, volles Haar hatte und auch Doktor der Chemie war. Nur hat er es nie praktiziert. Ich lernte ihn nach dem *Canto* kennen, wohl 1964. Bei ihm konnte ich mir bestimmte geistige Speisen abholen, verfügte er doch über ein unglaubliches Wissen, das mir vollkommen abging. Es war spannend, mit ihm, der sich in Ethnologie, Anthropologie, Religionen und Mythen, um von Literatur und Kunst zu schweigen, wie kein anderer auskannte, zusammen bis in die frühen Morgenstunden vor allem über Menschen zu reden. Er war eine hinreißende Persönlichkeit, auch ein Richter. Jedenfalls war die Bestrahlung durch sein Universum eine wahre Ernährung und Ermutigung, zumal ich mich von ihm respektiert, geliebt oder gemocht fühlte: Er war eine Instanz für mich, obwohl wir als Schriftstellertypen nicht der gleichen Familie angehören.

Nun hatte ich im frühen Mannesalter verschiedene männliche Vorbilder, verbunden mit unbändiger Zuneigung und Verehrung. Es waren nicht Väter, sondern Meister. Der eine war Armin Kesser, dem ich den *Canto* widmete. Ein großartiger Stilist mit einem unglaublichen Kosmos. Ich empfand ihn als einen übergeordneten Geist. 1906 geboren, also der Generation von Canetti angehörend, hätte er vom Altersunterschied her eine Vaterfigur sein können.

Die andere große Erscheinung der gleichen Generation war der Bildhauer Leoncillo Leonardi. Ein informeller Plastiker, damals zu den großen Künstlern in Italien gehörend. Er hatte als Kommunist und Partisan eine typisch italienische Künstler-Vergangenheit. Das war 1960. Der Krieg war noch

nicht so lange vorbei und alles noch im Aufbruch. Es war die Zeit von Fellinis *Dolce Vita*. Jedenfalls hatte ich mich mit Leonardi in Rom befreundet, wir trafen uns jeweils auf der Piazza del Popolo im Café *Rosati*, wo sich die Künstler nach vollbrachtem Tagwerk zusammenfanden. Da saß Marcello Mastroianni, da saß Fellini, und da saßen die Künstler und Literaten. Man aß und trank und unterhielt sich stundenlang in irgendeiner Trattoria. Ich war auch oft in seinem Atelier. Er war eine wichtige Künstlerfigur, ein im wahren Sinne des Wortes pathetischer und gleichzeitig nobler Mensch und eine herausragende Einzelsilhouette. Obwohl aus dem Volk kommend, war er in meinen Augen ein Elitewesen, aber ohne Machtanspruch. Kurzum: Er war eine der wenigen bestimmenden, vor allem geliebten Männerfiguren meines Lebens. Es ist selten und ein Glücksfall, wenn Bewunderung für Fähigkeiten, Verdienste, womöglich ein Werk *und* unumschränkte Zuneigung zur Person zusammenfallen. Man mag den einen als Person, doch kann man die Person nicht so verehren, wie man es sich wünschte, weil das Format fehlt. Bei Leoncillo und Kesser waren Bewunderung und Liebe im Spiel, auch bei Canetti, versteht sich. Kesser war nicht nur ein bedeutender Geist, sondern auch ein wunderbarer Mensch, eine dem Leben und den Frauen zugewandte *Figur*, mit der man diskutieren, aber auch tafeln und lachen konnte. Sein Vater war der expressionistische Bühnendichter Hermann Kesser gewesen, ein Deutscher. Mein Freund war in der Odenwaldschule zusammen mit den Söhnen von Thomas Mann aufgewachsen und später einer der nächsten Freunde von Musil, dessen Totenrede er gehalten hat. Seine Interessen reichten von Mythen und Religionen, der Philosophie und Kunst, sowohl der vorchristlichen wie sogenannt primitiven, aber auch modernen, und Literatur bis zur Psychologie; er hatte übrigens eine langwährende Kontroverse mit C.G. Jung. Seine Essays bewegten sich in Richtung auf eine universelle Kulturphysiogn-

mik. Er schrieb an einem Buch über das Wesen der Rolle. Er kam in die Schweiz nach Hausdurchsuchungen durch die Nazi in Berlin, wo er für den *Börsenkurier* geschrieben und dem Brecht-Kreis nahegestanden hatte. Er war wie mein Vater ein Privatgelehrter ohne Amt und Würden, gerade unabhängig genug, um seinen Studien nachgehen zu können. Zu den Meisterfiguren zählt wohl auch der schweizerische Kommunist Konrad Farner, ein Berufsrevolutionär, wie er sich nannte, der mit zwanzig der Partei beigetreten und während des kalten Krieges als helvetischer Staatsfeind Nr. 1 nicht nur kaltgestellt, sondern verfolgt worden war, man spricht vom legendären »Pogrom von Thalwil«. Er war eine Zeitlang der Chefideologe der schweizerischen Partei der Arbeit, aus welcher er 1969 austrat, »weil sie auf neue Fragen nur alte Antworten« habe. Als lebendes Beispiel für etwas, das ich sonst nur aus der Geschichte kannte, war er ein Faszinosum für mich, ein Sendbote. In seinem Äußeren erinnerte er an Molotow. Er hätte mich immer gerne für die *Sache* gewinnen wollen, was mir nicht möglich war. Er war Publizist, seine Arbeit kreiste zuletzt insbesondere um das Verhältnis zwischen Christentum und Marxismus, er hatte ja auch unter anderem Theologie, Staatswissenschaften und Kunstgeschichte studiert; er verfügte über ein großes Wissen, und er hatte diesen revolutionär-abenteuerlichen Hintergrund, dazu eine große entwaffnende Gelassenheit in der Diskussion, und außerdem war er eine pralle Lebensfigur, kein Papiertiger. Im Sinne der Betrachtungsweise, im Sinne seines gelebten Engagements hatte er mir einen Stachel ins Fleisch gesetzt. Vorübergehend war er für mich ein Aufrührer. Ich war ihm zugetan. Die genannten, vom Altersunterschied als Väter in Frage kommenden Meisterfiguren waren zum Teil Gegenfiguren, auch Widersacher, sie waren jedoch auch Autoritäten. Was sie verbindet, ist das Universelle in der geistigen Statur. Insofern verkörperten sie für mich, ich kann es nicht anders sagen: eine Schutzmacht.